

Das SBREP-Konzept bietet eine zeitgemäße Pädagogik, die sich am Kind orientiert. Das Fundament des Konzeptes ist der Bundesländerübergreifende Bildungsrahmenplan. Tragende Säulen sind: Das Spiel, Bewegung, die Raumgestaltung, engagierte Pädagoginnen, denen Inklusion am Herzen liegt und Partizipation. Unsere Pädagogik ist eine Pädagogik der Achtsamkeit - Das Kind rückt in den Mittelpunkt und wird in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen und so angenommen, wie es ist.

Das SBREP-Konzept - eine Pädagogik der Achtsamkeit

Der Kern unserer Arbeit ist die Achtsamkeit und das Wohlbefinden jedes Kindes. Daran orientiert sich pädagogisches Handeln. Das gilt für den alltäglichen Umgang mit den Kindern ebenso wie für strukturelle Veränderungen. Hintergrund ist nicht nur der Wunsch, es möge Kindern gut gehen, sondern auch das gewandelte Bildungsverständnis, das einen Zusammenhang zwischen den Gefühlen des Kindes und seiner Entwicklung herstellt. Wohlbefinden ist der „Mutterboden“. „Wohlbefinden“ ist nicht identisch mit „Wohl des Kindes“, dem alle verpflichtet sind, die für Kinder Verantwortung tragen. Das „Wohl“ wird gern in die Zukunft verlagert (Vorbereitung auf...) und das aktuelle Wohlbefinden dafür geopfert. Wohlbefinden ist immer JETZT. Unwohlsein auch.

Alle Kinder sind willkommen

Niemand wird ausgegrenzt, alle gehören dazu. Der Inklusionsgedanke geht weit über die Arbeit mit Kindern hinaus. Er fragt danach, wie wir mit Menschen umgehen, die „anders“ sind. Er wirft Beziehungsfragen auf: Wie wollen wir unser Zusammenleben gestalten? Und: Wer bestimmt das „Wir“? Diese Fragen sind, wie wir wissen, heute aktueller denn je.

Unterschiede achten

Je unterschiedlicher die Kinder, umso weniger greift das alte Muster „alle über einen Kamm“: Alle machen zur gleichen Zeit das Gleiche, alle sollen das Gleiche können. **Der Blick wird differenzierter.** Statt einer „Normgröße“ stehen die Besonderheiten und Bedürfnisse der einzelnen Kinder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Daran richtet sich das Handeln unserer Pädagog*innen aus: **Die Arbeitsweise wird differenzierter.**

Raumgestaltung mit durchlässigen Grenzen

Die sogenannte „4 Eckenpädagogik“ und das alte Gruppensystem stoßen daher an ihre Grenzen und weisen darüber hinaus.

Deshalb überwinden wir in unserem Kindergarten die Gruppengrenzen und nutzen unsere Ressourcen gemeinsam. So gewinnen wir neue Spielräume: die Trennung von Ruhezeiten und Bewegungsbereichen verhindert zum Beispiel gegenseitige Störungen, da die Kinder ihrem Ruhebedürfnis oder Bewegungsdrang folgen können, wann es ihnen gut tut, statt nach Plan – was wiederum das Konfliktpotenzial verringert. Dies wird dadurch ermöglicht, dass die Bewegungsräume, die Terrasse und der Garten den ganzen Tag bespielbar sind.

Überwinden der Grenzen bedeutet übrigens nicht, ständig offene Türen zu haben... Im Gegenteil: Die Qualität unserer Arbeit erweist sich in Türen, die man hinter sich schließen kann. Die Kinder können sich zurückziehen (mit oder ohne Erwachsene) und sich in das vertiefen, was ihnen wichtig ist. So entsteht eine entspannte Atmosphäre.

Engagierte Pädagog*innen, die bereit sind für Zusammenarbeit.

Die Unterschiedlichkeit auch der Erwachsenen erweist sich als Schatz, der allen Kindern zugänglich gemacht wird. Kinder haben die Wahl. **Die Freiwilligkeit der Beziehungen wird zu einem Kernpunkt unserer Arbeit.** Das Zauberwort heißt „gemeinsam“: Gemeinsam die Ressourcen sichten und Ideen spinnen, gemeinsam planen, organisieren, reflektieren und ändern. Und vor allem: **Gemeinsam die Verantwortung für alle Kinder übernehmen.**

Veränderte Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern

Das Verhältnis von Kindern und Erwachsenen ist ein Machtverhältnis. Das ändert sich nicht, auch wenn wir den Kindern Selbstbestimmung zugestehen und sie an der Gestaltung des KG-Lebens beteiligen.

Was sich ändert, ist die Bereitschaft der Erwachsenen, ihre Macht zu teilen, partizipativ zu handeln. Das hängt mit dem Ziel unserer Arbeit zusammen: **Demokratie(er)leben**. Es geht um den Abbau von Hierarchien, darum, Willkür auszuschalten. Kinder sollen erleben, dass sie in ihren Wünschen gesehen und gehört werden, dass sie keine Angst haben müssen, ihren Eigensinn zu entfalten. Dahinter steckt die Überzeugung, dass Demokratie nur funktioniert, wenn sie sich auf Menschen stützen kann, die wissen, was sie wollen, die sich trauen, dafür einzutreten und die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Das kann man niemandem „beibringen“. Es braucht die Erfahrung, Einfluss nehmen und wirksam sein zu können – und ein Recht darauf zu haben!

Was sich ändert ist die Sensibilität für die Gefühle der Kinder. Beziehungen zwischen Ungleichen stecken voller Tücken, wie das „Zweierlei Maß“. Was Erwachsene selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen, gestehen sie Kindern oft nicht genauso selbstverständlich zu. (Ein Beispiel: *Wieso müssen Kinder mit der ganzen Gruppe Geburtstag feiern statt mit ihren Freundinnen und Freunden? Ich persönliche feiere ungern mit all meinen Nachbarn.*) „Zweierlei Maß“ durchzieht auch häufig die Kommunikation: Wir kennen das: Es kommt nicht so sehr darauf an, was gesagt wird, sondern viel mehr darauf, wer es sagt – Lehrer oder Schüler, Vorgesetzte oder Untergebene.

Entscheidend ist die Beziehung in der *Beziehung*. **Was sich ändert ist das Bemühen um Augenhöhe.**

Unsere Arbeit verändert die Pädagog*innenrolle.

Wer vom Erleben der Kinder her schaut, sieht Dinge, die vorher unsichtbar waren. „Ich sehe was, was Du nicht siehst“ wird zu „Ich sehe was, was ich nicht sah...“, nämlich die Bedeutung, die das Handeln und Verhalten, das Reden und Tun der Erwachsenen für die Interaktion mit Kinder und in der Beziehung zu ihnen hat – und damit für ihre Entwicklung. (Buchempfehlung: Mechthild Dörfler „Beziehung als Schlüssel zur Sprache“.)

Das Verhältnis von Pädagog*innen zu ihren Kindern als eines von Lehrenden und Belehrteten ist offiziell abgeschafft. Pädagog*innen verstehen aktuell Bildung als Prozess des Kindes. Sie treten in den Hintergrund und dominieren nicht länger das Geschehen.

Die Kinder sind die Hauptpersonen, sie gehen voran, wir folgen ihren Spuren. Diese Sicht kann sich auf Erkenntnisse aus der Frühpädagogik und der Hirnforschung ebenso berufen, wie auf Erfahrungen in der eigenen Biografie.

Kinder kommen mit eingebautem Bildungsmotor auf die Welt und legen los.

Dabei folgen sie zwei Impulsen: Der eine richtet sich darauf, mit anderen Menschen verbunden zu sein. Von Beginn an knüpft das Kind Kontakte. Es kommuniziert mit seinen Mitteln – und es passt sich an. Der andere Impuls weist in die Gegenrichtung: Hänschen klein (Hanna auch) gehen auf Erkundungstour, testen ihre Fähigkeiten und Grenzen, erweitern sie, streben nach Selbstständigkeit („selber machen“).

Beide Impulse gehören zum Entwicklungsprozess im Sinne wachsender Autonomie.

Darum geht es bei Bildung: Groß werden und das Leben eigenständig bewältigen. Dafür förderliche Bedingungen zu schaffen ist Auftrag elementarer Bildungseinrichtungen, den wir sehr ernst nehmen. Vielfältige Möglichkeiten für das freie Spiel anzubieten sind dafür Grundvoraussetzung.

Zuweilen liegt die Konzentration im Übermaß auf den Schutz von Kindern und darauf, sie auf alle Eventualitäten des Lebens vorzubereiten. Was dabei übersehen wird: Der Mut, sich in die Welt hinaus zu trauen und das eigene Leben in die eigene Hand zu nehmen, hat mit **Vertrauen in die eigene Kraft zu tun. Und das wächst allein aus der Erfahrung von Gelingen aus eigener Kraft.** Wir „Machthaber“ müssen uns also bei Fragen von Freiheit und Beschränkung, Rechten und Grenzen für Kinder darüber verständigen, welche ihrer Impulse wir unterstützen und welche Kompetenzen wir fördern wollen. Und vor allem: Warum? Es liegt in unserer Macht und damit in unserer Verantwortung. Kinder kommen zu allen

Zeiten mit den gleichen „Ausrüstungen“ in der Welt an. Doch wie sie sein und werden sollen (und mit welchen Methoden sie bearbeitet werden) unterscheidet sich – je nach herrschenden Interessen und Ideologien. (Buchempfehlungen: Rudi Palla: „Die Kunst, Kinder zu kneten“ und Herbert Renz-Poster, „Menschenkinder – für eine artgerechte Erziehung“)

Das SBREP - Konzept verändert das Leben im Kindergarten.

„Das Tun der Kinder hat immer einen Sinn – für sie“, sagt Prof. Gerd Schäfer. Auch wenn sich uns Erwachsenen dieser Sinn nicht immer erschließt (und schon gar nicht auf Anhieb), so führt die Erkenntnis, dass dies der Motor kindlicher Entwicklung ist, dazu, diesem Motor freie Bahn zu verschaffen – im Rahmen dessen, was wir verantworten wollen. „Freie Bahn“ heißt eben nicht: Jeder macht, was er will.

Was sich verändert: Aus einem Haus für Kinder wird ein Haus der Kinder.

Kinder entscheiden über alles mit, was dieses Umfeld ausmacht, in dem sie einen großen Teil ihrer Lebenszeit verbringen (ob sie es wollen oder nicht). Kinder sind nicht freiwillig im Kindergarten, doch wir können ihnen die Chance bieten, hier Freiheit zu erleben und das Zusammenleben mit den anderen Kindern und Erwachsenen zu gestalten. Hier gibt es Raum, Zeit und Möglichkeiten, über die Familien nicht verfügen. Also, fragen wir: *Was soll dieser Lebensraum aus Sicht der Kinder bieten? Wie wollen sie zusammen leben? Welche Ansprüche sollen die Erwachsenen erfüllen?*

In diesem Mini-Kosmos (weniger emotional „vermint“ als die Familie) bietet sich ein Übungsfeld für die Vertretung eigener Interessen, für Auseinandersetzungen und Lösung von Konflikten.

Pädagogik ist die Kunst, einen Rahmen zu schaffen, in dem Kinder sich entwickeln können, wie es ihnen entspricht und darauf zu vertrauen, dass sie ihren Weg finden. Einen Rahmen, in dem sie sich als Teil des Ganzen erleben, ihren Teil beitragen können und Anerkennung erfahren. Gerhard Regel, einer der Väter der Offenen Arbeit, nannte das einen „Gedeihraum für Glück“– für alle, die dort leben. Gerald Hüther sagt: „Wir brauchen Gemeinschaften, deren Mitglieder einander einladen, ermutigen und inspirieren, über sich hinauszuwachsen.“ **Darum geht’s.**

Bindung gehört in die Familie.

Bindung ist eine besonders feste, dauerhafte, weil emotional geprägte Beziehung. Kinder binden sich an ihre Eltern, an Großeltern, Geschwister, an alle, die Ihnen in ihren ersten Lebensjahren nahe sind. Sie können nicht anders, sie brauchen die Zugehörigkeit, die Zuwendung. Sie wollen geliebt werden – dafür tun sie (fast) alles. Kinder binden sich auch dann an ihre Eltern, wenn es ihnen nicht gut tut. Manche knabbern daran ein Leben lang. **Bindung ist nicht automatisch gut.**

Bindung und Entbindung – zwei Enden einer Nabelschnur...

Zu Beginn des Lebens ist Bindung eine unauflösbare Zweierbeziehung auf Zeit: Eine zu frühe Loslösung kostet dem Kind das Leben. Wird die Mutter „entbunden“, bedeutet das (übersetzt): Sie wird von ihrem Kind befreit. Umgekehrt befreit sich das Kind aus der zunehmend drangvollen Enge.

Das Durchtrennen der Nabelschnur markiert das Ende der körperlichen Anbindung. An ihre Stelle tritt eine soziale Bindung und damit eine andere Form der Abhängigkeit. Das Überleben des Kindes hängt von der Fürsorge der Erwachsenen ab.

Da ist die Mutter, vertraute Person und natürliche Nahrungsquelle. Doch es geht auch ohne sie. Jahrhundertlang haben Ammen in wohlhabenden Kreisen und bei Hofe die Mutter ersetzt. Heute ermöglichen das moderne Babynahrung und Au-pairs. Da ist der Vater. Seine Rolle hat sich gewandelt. Heute haben wir es mit einem Typus zu tun, den es früher kaum gab: Ein Vater, der für seine Kinder da sein will, sich Zeit für sie nimmt, sich auf ihre Bedürfnisse einlässt, der Bindungen eingehen will. Glück hat das Kind, wenn es weitere Menschen gibt, die es willkommen heißen, sich ihm liebevoll zuwenden, sich kümmern und ihm weitere Schritte der (diesmal sozialen) Einbindung und Entbindung ermöglichen – seinem Tempo angemessen. Also. das Beste, was einem Kind passieren kann, ist, wenn es eingebunden wird und sich verbunden fühlen kann. Und wenn es losgebunden wird – in dem Maße, wie es selbst in die Unabhängigkeit strebt.

Bindungsbedürfnisse im Kindergarten

In unserem Zusammenhang interessiert das Bindungsthema vor allem in Bezug auf den Übergang von der Familie in den Kindergarten, also in der Anfangsphase. Die Lösung von den Bindungspersonen fällt bekanntlich nicht nur dem Kind schwer. Beide Seiten leiden, besonders, wenn die Trennung abrupt vollzogen und der Schmerz ignoriert wird. Daher gilt eine gut durchdachte Eingewöhnung allgemein als Qualitätsmerkmal. Jedoch sollte ein festes Schema auf alle Kinder, Eltern und alle Situationen vermieden werden – statt dessen müssen wir differenziert den Signalen des Kindes Beachtung schenken. Für manche Kinder sind die anderen Kinder oder die neue Umgebung von Beginn an so spannend, dass sie nicht an einem Ort und bei der ihnen zugewiesenen „Eingewöhnungspädagog*in“ bleiben wollen. Andere wiederum wollen nur in ihrer Nähe sein.

Was Kinder brauchen, zeigen sie uns, ALLE, in jedem Alter.

Im Kindergarten müssen Kinder sich nicht binden. Hier kommt es auf gute, also vertrauensvolle Beziehungen an. Es können Bindungen entstehen, müssen es aber nicht, schon gar nicht lebenslang. Die Chance unseres Kindergartens liegt gerade darin, dass die Kinder die Wahl haben und entscheiden können, zu wem sie sich hingezogen fühlen und zu wem nicht, mit wem sie ihre Zeit verbringen wollen und mit wem nicht. „Bezugspersonen“ finden sich im wechselseitigen Einvernehmen.

Kontinuität ist kein Wert an sich.

Die Kontinuität einer schlechten Beziehung schadet. Sie schafft ein Dauergefühl von Ausgeliefertsein. Wer an eine pädagogische Fachkraft gebunden ist, die das Kind nicht mag (und die das Kind nicht mag), hat Pech: Es gibt kein Entkommen. Wir kennen das auch aus der Schule.

Freiwillige Beziehungen sind eine tragende Säule unserer Arbeit.

Freiwilligkeit der Beziehungen bedeutet nicht Beziehungslosigkeit! Im Gegenteil. Wer sich frei entscheiden kann, erlebt, was die Substanz einer guten Beziehung ausmacht: Vertrauen, wechselseitiges Interesse und Diskurs auf Augenhöhe. Beispiel Freundschaften. Manche halten lebenslang, andere begleiten uns in Phasen. Immer suchen wir uns bestimmte Menschen aus und diese uns. Wir fühlen uns zueinander hingezogen, fühlen uns miteinander wohl, freuen uns aufeinander. Freiwillige Beziehungen sind Ausdruck wechselseitiger Anziehung. Und: Sie können wieder gelöst werden, wenn es uns damit nicht mehr gut geht. Das hängt auch mit dem Recht zusammen, „Nein“ zu sagen. Diese Fähigkeit zu entwickeln ist extrem wichtig, besonders gegenüber denjenigen, die stärker und mächtiger sind als man selbst – oder von denen man emotional abhängig ist.

Freiwillige Beziehungen – das bedeutet auch: Frei gewählte Kindergruppen.

Die Beziehungen unter Kindern sind mindestens so bedeutsam, wie die zwischen Kindern und Erwachsenen. Schon vom Babyalter an interessieren sich Kinder für andere Kinder, gehen in Kontakt, kopieren einander, stecken sich mit ihren Ideen an. Zunehmend entwickeln sie Vorlieben. Manche Kinder suchen morgens als erstes nach der Freundin, dem Freund, um sich dann gemeinsam ins Getümmel zu stürzen. Sie entscheiden sich für eine Aktivität, weil die Freundin dabei ist oder schlafen am liebsten nebeneinander ein. Nicht zu vergessen: Kinder kommunizieren miteinander über alle Sprachbarrieren hinweg. Auch das zeigt, welche Potenziale in den Beziehungen unter Kindern stecken. Sie lernen voneinander, nicht nur von uns. (Buch: Kornelia Schneider, Wiebke Wüstenberg: „Was wir gemeinsam alles können“)

Also: Lassen wir die Bindungen in der Familie. Der Kindergarten ist eine familienergänzende Einrichtung, keine Verlängerung von Familie. Pädagog*innen sind keine Ersatzmütter/väter. Wenn Kinder zu ihnen Vertrauen fassen, ist das wunderbar und bietet die Chance für andere Beziehungserfahrung mit Erwachsenen. Dies ist ein Merkmal pädagogischer Professionalität.